



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

erleben! den lieben Gästen zu Ehren wurde sogar Ludwig XIV. von seinem Piedestale gehoben, der l'état c'est moi muß sich einiger Fabrikanten und bürgerlichen Pacts willen von seinem Sokel erheben und in einen Winkel verkriechen. Die Legitimisten haben Recht, an uns ist Hopfen und Malz verloren.

W o c h e n s c h a u.

Die königliche Majestät in ihrem Verhältniß zum Volk. —

Wir theilen die nachfolgende Correspondenz mit, wenn der Gegenstand an sich auch nicht von großem Interesse sein mag, weil sich eine allgemeine Bemerkung daran knüpfen läßt.

„Aus Pommern. Auf der Reise nach Ostpreußen hat Se. Majestät der König auch Pommern berührt, und da die verschiedensten Gerüchte über Vorfälle sich verbreitet haben, die an diese Durchreise sich knüpfen, so halten wir es für angemessen, den wahren Sachverhalt näher anzugeben. Auf dem Bahnhofe zu Lantow, der letzten Station zwischen Berlin und Stettin, traf Se. Majestät am 25. Juli Vormittags ein, und es waren von Seiten der landrätthlichen Behörde des Kreises Aufforderungen zum Empfange Desselben nach verschiedenen Seiten erlassen worden. Die in der Nachbarschaft wohnenden Ständemitglieder hatten sich nur sehr spärlich eingefunden, desto zahlreicher die Geistlichen, von denen zwei vom Könige angeredet wurden. Den Ständemitgliedern war aufgegeben worden, in der Ständeuniform zu erscheinen, und da manche unabhängige Männer sich gar nicht im Besitze einer solchen befanden, so wurden sie schon durch einen äußerlichen Grund am Erscheinen verhindert. Vor der in der Nähe liegenden Stadt Garz hatte sich die Schützengilde mit einem Musikkorps eingefunden, das alle mögliche patriotische Melodien: Heil Dir im Siegerkranz, Ich bin ein Preuße &c. aufspielte, ohne daß jedoch Se. Majestät Veranlassung fanden, von dieser Gilde Notiz zu nehmen. Nach kurzem Verweilen setzte der König seine Reise nach Stettin fort. Besondere Empfangsfeierlichkeiten waren weder erwartet, noch vorbereitet worden, und wenn der König zum ersten Male nach Erneuerung der Allianz mit Rußland und Oestreich in Warschau die alten Provinzen durchreiste, so lag wol in diesem Factum kein besonderer Grund, den öfter erscheinenden Monarchen auf eine ganz besondere Weise zu empfangen. Der König durchfuhr in einem einfachen Wagen die Straßen; auffallen mußte es, daß mehrere angesehenere Kaufleute darüber vernommen wurden, warum sie Se. Majestät nicht begrüßt hätten. Auch wurden Nachforschungen angestellt, wieweit eine Absicht diesem Nichtgrüßen zu Grunde gelegen hätte. Bei Tische fiel die Aeußerung, es sei eine Plegelei, daß man den Gruß nicht einmal erwidert hätte. Vom Schlosse hat Se. Majestät mit dem Prinzen Adelsbert das Panorama der Umgegend genossen, und bei dieser Gelegenheit auf einem Grundstücke von Grabow die Deutsche Fahne erblickt, die noch bis vor Kurzem das Stettiner Rathhaus geziert hatte. Kaum war sie Sr. Majestät aufgefallen, als auch schon die Polizei sich beeilte, für die Einziehung Sorge zu tragen. So unbedeutend der Gegenstand nach den großen Antecedentien erscheinen mag, so verfehlte er doch nicht, auch in denjenigen Kreisen Aufmerksamkeit zu erregen, die sonst keine besondere Vorliebe für die Tricolore zu äußern pflegen.

Von Stettin setzte Se. Majestät über Stargard seine Reise fort. Auf dem dortigen Bahnhofe drückte Se. Majestät unverhohlen seine Unzufriedenheit mit der Stadt aus, und lehnte die Einladung zum Frühstück ab. Der Syndicus hielt es für angemessen, zu repliciren. Da die Erwiderung mit lauter Stimme geschah, so tadelte der König die Vortragsform, und wandte sich nach einigen andern ungnädigen Bemerkungen ab, nachdem ein Gutsbesitzer durch die Bemerkung, nur $\frac{1}{12}$ der Bewohner seien irregeleitet gewesen, Sr. Majestät zur Erwiderung Veranlassung gegeben hatte, so sei es eine desto größere Feigheit gewesen, wenn sich $\frac{11}{12}$ von einem $\frac{1}{12}$ hätten beherrschen lassen.“ U. s. w.

— Wie gesagt, wir würden diese ganze Correspondenz ad acta gelegt haben, wenn nicht die angeblich gutgesinnten Blätter wetteiferten, auf die Ausdrücke der Loyalität, die auf dergleichen improvisirten Frühstücks-Einladungen vorkommen, ein unrichtiges Gewicht zu legen. Wenn der Fürst im Lande eine Reise macht, so haben die ihn empfangenden Behörden nichts Anderes zu thun, als dem Oberhaupt des Staates diejenige Ehrfurcht zu bezeigen, die seiner Stellung zukommt. Jeder Ausdruck der Bitte oder der Beschwerde an solcher Stelle ist unschicklich: zu diesen hat das Volk seine gesetzlichen Vertreter. — Wer ist es aber gewesen, der diesen Aeußerungen schicklicher Ehrerbietung eine andere Wendung gegeben hat? — Die „loyalen“ Blätter! — Sie haben von dem gesetzlichen Ausdruck des Volkswillens mit demagogischer Perfidie an diese conventionellen Improvisationen appellirt. Wenn z. B. die Provinzialstände über diese oder jene staatliche Einrichtung, z. B. die Censur, ihr geschnüßtes Mißfallen ausgesprochen hatten, und dann bei einer königlichen Reise der empfangende Bürgermeister oder Landrath schicklicher Weise nichts Anderes sagte, als: „Wir sind Ew. Majestät getreue Unterthanen, und wünschen, daß Ihnen das Frühstück gut schmecken möge,“ so beeiferten sich jene Blätter, zu erklären: Da sieht man, wie die Provinzialstände lügen! Sie behaupten, das Volk sei mit der Censur unzufrieden; das Volk aber weiß davon gar Nichts, das zeigt sich aus diesem Empfang! es ist mit der Censur vollkommen einverstanden!! — Seißt das nicht, bei solchen Gelegenheiten Aeußerungen der Unzufriedenheit muthwillig provociren? Aeußerungen, die an sich in Bezug auf Ort und Stelle sehr unangemessen sind, die aber dadurch nothwendig gemacht werden, daß man ihre Unterlassung für einen politischen Act ausgiebt. — Eine zweite Bemerkung. Der König von Preußen und sein Haus zeigen sich stets in militairischer Tracht. Dagegen ist Nichts zu sagen; Preußen ist einmal ein Militairstaat, und, abgesehen davon, wird es Niemand einfallen, dem Monarchen über sein Costum Vorschriften machen zu wollen. Man verlangt ferner von den Beamten das Anlegen von Uniform. Auch das mag gehen, da der Beamte einmal im Dienste steht, obgleich mancher brave, hinter seinen Acten grau und krumm gewordene Staatsdiener dergleichen Flitterstaat nur mit dem größten Widerwillen trägt. Aber daß man auch an unabhängige Gutsbesitzer dergleichen Anforderungen stellt, ist dem Deutschen Geist entschieden zuwider. Wir sind kein uniformes Volk, wir hassen die bunten Stickereien, hinter denen keine solide Bedeutung steckt, und dergleichen Kleinigkeiten ärgern uns mehr, als ernstliche Beschwerden. — In einem andern Punkt dagegen finden wir das Unterlassen conventioneller Schicklichkeitsformeln tadelnswerth.

Wir wissen nicht, ob der angeführte Ausdruck „Flegelhaftigkeit“ wirklich gebraucht worden ist, wir finden ihn aber vollkommen bezeichnend, denn wenn es schon an sich eine grobe Unschicklichkeit ist, einen Gruß unerwidert zu lassen, so ist das noch doppelt

der Fall dem Monarchen gegenüber, in dem man, welcher politischen Gesinnung man auch angehören möge, den Repräsentanten des Staats, den Träger einer Idee zu ehren hat. Allerdings war es eine Zeitlang eine nicht gerade erfreuliche Erscheinung von Seiten der guten Gesinnung, wenn man den Hut vor jeder Hoflivrée abzog, mochte man die im Wagen sitzende Person sehen oder nicht, allein es kamen bei solchen Gelegenheiten auch Züge von Rohheit vor, die für das Gefühl eines gebildeten Demokraten eben so verlegend sein müssen, wie für einen Royalisten. Die Monarchie gehört bei der allgemeinen Erschütterung unsrer Zustände immer noch zu den Dingen, die am Festesten stehen, und man sollte um seiner selbst Willen Alles vermeiden, was den Respect vor derselben zu schwächen geeignet ist. Anderer Seits sollte aber auch die gute Gesinnung im wohlverstandenen Interesse des Königthums sich jeder Provocation enthalten, die in jedem Fall, wie auch der Ausgang sein möge, zu einer Schwächung des königlichen Ansehens führt. Man sündigt in dieser Beziehung nach zwei Seiten hin: ein Mal wird der König zu einer Abstraction gemacht, die außerhalb aller menschlichen Bedingungen stehen soll, und der wir uns nur mit dem geheimnißvollen Schauer vor dem unbekanntem höchsten Wesen, dessen volle Erscheinung uns verzehren müßte, nähern dürfen; auf der andern Seite wird wieder die menschliche Persönlichkeit auf eine beleidigende Weise in den Vordergrund gedrängt. Beides widerspricht sich, und außerdem ist Jedes für sich schädlich.

Was das Erste betrifft, so wird der Versuch, den König als ein allen menschlichen Bedingungen entrücktes Wesen darzustellen, selbst bei dem einfältigsten Bauer keinen Glauben mehr finden; wenn ein solcher Versuch aber mißglückt, so tritt an die Stelle des Erhabenen das Lächerliche. Man sollte endlich aufgeben, mit den alten Byzantinischen Formeln, die sich aus der allerschlechtesten Zeit des Königthums herschreiben, aus der Zeit nämlich, wo das Königthum ein Spielwerk in den Händen ausschweifender Prätorianer war, die Massen blenden zu wollen. Noch immer „erstirbt man in tiefer Devotion als allergetreuester Knecht zu den Füßen Seiner Majestät“ — ein Orientalischer Schwulst, der das Gefühl wie den Verstand des Germanen beleidigt. Noch immer blasphemirt man gegen die bestimmtesten Lehren des Christenthums durch die Redensart: „hochseliger König“, und was dergleichen mehr ist. Dadurch erreicht man Nichts, als daß man das verletzte Gefühl auf der andern Seite zum Extrem treibt. Wir erinnern an die Debatte, welche in der letzten Kammer Sitzung zwischen der äußersten Rechten und der übrigen Kammer ausbrach über den Titel, welchen man dem König in der Adresse geben sollte. Jene wollte das alte legitime: „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster, Allergnädigster König und Herr“ beibehalten, während das Centrum und die Linke diesen Schwulst durch die abstracte „Majestät“ ersetzte. Die letztere Anrede gefällt uns auch nicht besonders, denn eine Person mit einem Attribut oder einer Eigenschaft anzureden, ist gegen den guten Geschmack; aber wenigstens sollte man in dieser Angelegenheit nicht einen unnöthigen Streit provociren, der doch immer nur die Ueberzeugung befestigt, daß in den alten Formeln kein Sinn war. Die Franzosen sind darin glücklicher, sie reden ihren König mit Sire an, so wie sie im gewöhnlichen Umgang Monsieur und Madame gebrauchen. Wir sollten wenigstens schon aus ästhetischen Gründen uns dem alten Curialstyl allmählich zu entziehen trachten.

Weit bedenklicher ist aber der andere Fehler. Durch ein zu starkes Hervordrängen der bestimmten Persönlichkeit wird die Aufmerksamkeit der Menge auf diese gelenkt und

ihr Urtheil provocirt, was je nach der Beschaffenheit des Publicums so oder anders ausfallen wird. Man läßt sich in dieser Beziehung zu sehr durch das Beispiel des alten Fritz und Napoleons verleiten. Als Sieger in einer Anzahl von Schlachten kann man schon einige Wize machen, und diese geben bei einem angebeteten Monarchen nur noch das entsprechende Colorit, während ähnliche Aeußerungen der individuellen Eigenthümlichkeit, wenn sie allein stehen, auch ausschließlich die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und daher zu einem schiefen Bilde Gelegenheit geben. Es ist schon falsch, wie Louis Philipp es gethan hat, beständig die königliche Bonhommie zur Schau zu tragen, denn das macht leicht gemein; noch gefährlicher aber ist es, mit geistiger Superiorität in die Schranken zu treten, denn das wirkt herausfordernd. Viel weniger wird die königliche Autorität durch kleine Schwächen benachtheiligt, die im Gegentheil gegen eine sonst ehrenfeste Persönlichkeit die Verehrung erhöhen. In dieser Beziehung war der vorige König von Preußen ein Ideal. Alle Welt kannte seine kurze, abgebrochene Redeweise in Infinitiven, und erzählte sich lustige Anekdoten davon, aber auch nicht im Traume ist es Jemandem eingefallen, daran einen wirklichen Spott knüpfen zu wollen. Das Königthum kann, abgesehen von seiner eigentlich politischen Thätigkeit, die wir hier nicht berühren, nur durch Eins seine Autorität befestigen, durch sittlichen Ernst; wo sich der moralische Respect mit dem politischen verbindet, wird auch die am stärksten ausgeprägte demokratische Gesinnung nicht ausreichen, das edle Band zwischen Fürst und Volk zu lösen.

Freilich hat auch das seine Grenze — man erlaube uns hier, einen auf scheinbar gleichgiltige Aeußerlichkeiten bezüglichen Aufsatz durch eine ernste Bemerkung zu schließen. — Unter allen constitutionellen Blättern ist das unsrige in dieser ernsten Krisis dasjenige, welches trotz der verderblichen Richtung der gegenwärtigen Regierung entschieden an der Monarchie, entschieden an Preußen festhält — an der erstern, weil sie mit Preußen identisch ist. Wir haben unsre Freunde und Parteigenossen gewarnt, sich durch eine Anwendung der Verfassung, die zwar nach unsrer Ansicht eine falsche ist, deren Unverträglichkeit mit der Verfassung objectiv aber nicht ausgemacht werden kann, sich nicht zu einem unveröhnlichen Bruch mit dem bisher befolgten System treiben zu lassen, und wir glauben, daß schon jetzt so Mancher unsrer Ansicht beitrifft. — Allein es giebt Punkte in der beschworenen Verfassung, die keine doppelte Deutung zulassen, und die für die Möglichkeit einer spätern Anknüpfung die wichtigsten sind. Dahin gehört die periodische Continuität der Kammern mit ihren bestimmten Attributen. — Sollte der Tag kommen, wo man auch an diese die Hand legt, dann werden wir nicht zu dieser oder jener Wendung der Partei rathen, sondern wir werden uns zu der bitteren Ueberzeugung entschließen müssen, daß alsdann für die Liberalen gar Nichts weiter zu thun bleibt, weil Preußens letzte Stunde geschlagen hat.

So lange aber das nicht geschehen ist, werden wir uns mit allen Kräften dagegen sträuben, die Vorstellungen der Furcht für ein Factum gelten zu lassen.

Der geheime Agent von Hackländer und das Leipziger Theater. — Das Leipziger Theater hat, nach der Pause von 2 Monaten, die in unsren Kunstannalen vielleicht einzig dasteht, mit dem neuen Stück von Hackländer seine Thätigkeit wieder eröffnet. Dieses Stück hat den Fehler der meisten neuern Lustspiele: bei der Armuth an Erfindung, die ein Erbschaden unsrer Zeit zu sein scheint, wird

eine an sich gute komische Idee zu Tode gehest. Im Uebrigen ist aber das Stück nicht schlechter, als andere desselben Genre, namentlich als die gekrönten Wiener Preislustspiele. Bei einer guten Aufführung, deren Haupterforderniß in einem raschen und energischen Zusammenspiel bestehen würde, und bei einigen Strichen, die vielleicht einen ganzen Act ersparen könnten, würde es sich auf der Bühne nicht schlecht ausnehmen. Es gehört ganz und gar der Scribe'schen Schule an; leichte, spasshafte Intriguen, bei denen man es mit dem Gesetze der Wahrscheinlichkeit nicht so genau nimmt, und flüchtig skizzirte Charaktere, von denen man weiter Nichts erfährt, als was unmittelbar zur Handlung gehört. Wir haben uns schon mehrfach dahin ausgesprochen, daß wir diesem Genre seine volle Berechtigung zugestehen, wenn auch die höchste Stufe der Kunst darin nicht erreicht werden kann. Es gehört dazu nur eine glückliche Erfindung, Humor und eine allgemein verständliche Nationalgrundlage. Die letztere, die bei Calderon und Scribe die Erfindung so sehr erleichtert, fehlt natürlich bei uns, und darum werden wir es kaum in diesem Fache weit bringen. Wenn man übrigens in Hackländer's Stück den directen Einfluß eines ältern Stückes von Scribe, „der Diplomat“, welches 1827 aufgeführt wurde, wahrzunehmen geglaubt hat, so möchten wir darauf doch kein großes Gewicht legen. Eine Aehnlichkeit ist allerdings vorhanden: bei Scribe ist es ein junger Elegant, von dem durch eine zufällige Verwicklung von Umständen die Welt in den Glauben versetzt wird, er sei der geheime Maschinist aller Europäischen Welthandel, bei Hackländer eine bloß fingirte Person, ein angeblicher Spion, vor dessen geheimer Wirksamkeit sich alle Welt so fürchtet, daß sie, um nur nicht verrathen zu werden, selber die Mittheilungen macht, die man dem geheimen Agenten zuschreibt. Aber dergleichen Aehnlichkeiten würden die Wirkung eines Stückes nicht beeinträchtigen, wenn die Ausführung nur nicht schlecht ist. Hackländer hat es sich gar zu leicht gemacht. Er zeigt uns den Knoten der Intrigue gleich in dem ersten Auftritt, und giebt nachher eigentlich nur noch eine Reihe Variationen über das nämliche Thema.

Allein die Hauptsache ist, wie gesagt, die Aufführung, und wir halten es nicht für unangemessen, obgleich das Thema nur eine locale Bedeutung zu haben scheint, einmal ein ernstes Wort mit dem hiesigen Theater zu reden, weil sich ähnliche Uebelstände vielleicht bei andern größern Bühnen Deutschlands gleichfalls vorfinden. Um so weniger dürfte es überflüssig sein, da die Localkritik in dieser Beziehung ihre Schuldigkeit keineswegs erfüllt; sie ist entweder von einer unbegrenzten Bonhommie und lobt Alles, ohne Unterschied des Standes und der Person, oder sie urtheilt nach Stimmungen und Einfällen.

Die Aufführung des „geheimen Agenten“ in Leipzig war von der Art, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, das schlechteste Liebhabertheater einer Provinzialstadt könnte es kaum schlechter machen. Wenn man dabei bedenkt, daß es durch seine Stellung an die Spitze einer neuen Saison und durch den Namen seines Verfassers eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen durfte, so erscheint das um so ärger, und wenn man ferner bedenkt, daß dieselbe Bühne mit ungefähr derselben Vorbereitung es wagt, den folgenden Tag mit classischen Stücken vor das Publicum zu treten, so weiß man in der That nicht, über wen man mehr erstaunen soll, über die Bühne, oder über das Publicum, welches sich so Etwas bieten läßt.

Unter allen Stadttheatern wäre vielleicht das Leipziger dasjenige, welches bei einer einigermaßen verständigen und consequenten Leitung die besten Chancen des Erfolgs

böte. Die Stadt ist so wohlhabend, wie im Durchschnitt sehr wenige der Deutschen Städte; es ist ein wirklicher, zum Theil noch traditioneller Kunstsinne vorhanden, wie das Institut der Gewandhausconcerte beweist, und außerdem geben die beiden Messen eine sichere, solide und sehr bedeutende Einnahme. Daß bei diesen Grundlagen ein gutes Theater hergestellt werden kann, haben die Leipziger in den guten Zeiten von Schmidt und Marr gesehen. Es hätte dies nach unsrer Ueberzeugung eine Aufforderung für die Stadt sein sollen, zur Erhaltung eines solchen Instituts, welches nicht von den Launen eines zeitweiligen Pächters abhängig sein dürfte, das Ihrige zu thun. In allen praktischen Dingen, z. B. in der Straßenpolizei und was dazu gehört, hat der Leipziger Rath eine weise und energische Thätigkeit bewiesen, die einen höchst erfreulichen Eindruck macht, wenn man andere Städte, namentlich Berlin, damit vergleicht. In Berlin begegnen wir auf jedem zehnten Schritte einem Gendarm, der den Vorübergehenden mit dem ganzen Bewußtsein souveräner Staatsgewalt prüfend betrachtet, und in dessen Haltung deutlich ausgedrückt ist, er sei in seinem Innern davon überzeugt, einen Schurken vor sich zu haben, aber er wolle diesmal Gnade für Recht ergehen lassen; in Leipzig sieht man nur hier und da einen freundlichen bescheidenen Mann, mit grünem Kragen und langem Stock, in dem man die Polizei nicht herauserkennen würde, wenn man es nicht wüßte, und bei diesem ganzen Apparat geschieht in Berlin für die ordentliche Haltung der Stadt das wenigst Mögliche, während in Leipzig bei einer verhältnißmäßig viel schwierigeren Aufgabe mit einer wahrhaft erstaunlichen Schnelligkeit in jedem kritischen Augenblick, z. B. beim Uebergang in den Frühling, beim Schluß der Messe u. s. w., die anständige und ehrbare Physiognomie der Stadt sich erneuert.

Aber über das Praktische hinaus scheint der Rath seine Thätigkeit nicht erstrecken zu wollen. In einzelnen Fällen hat diese Nichtintervention zwar einen guten Erfolg gehabt, z. B. bei den Gewandhausconcerten; allein hier wirken noch eine Menge anderweitiger Umstände mit, auf die man bei einem andern Kunstinstitut nicht rechnen kann, namentlich die Existenz einer großen Zahl geschickter und tüchtig durchgebildeter Musiker, unter denen, wenn auch im Einzelnen etwas Menschliches passiert, im Ganzen doch immer der Tüchtigste sich an der Spitze erhält. Um in der Musik eine Rolle zu spielen, muß man wenigstens etwas Ordentliches gelernt haben; es giebt nicht allein einen bestimmten und nicht geringen Grad von Technik, sondern auch einen bestimmten Grad von allgemeiner musikalischer Bildung, über den man hinaus sein muß, wenn man unter Musikern überhaupt mitreden will. Ist man aber über diesen hinaus, so wird auch der Schwächere im Stande sein, wenigstens in Beziehung auf die ausübende Kunst, etwas Gutes zu leisten.

Im Theater ist das anders, namentlich bei der grenzenlosen Verwilderung, die in der letzten Zeit, sowol bei den Schauspielern, wie bei dem Publicum, eingetreten ist, und darum ist es nicht recht vom Magistrat einer gebildeten und kunstsinigen Stadt, wenn er die Auswahl der Direction für die wichtigste unter den Kunstanstalten dem Zufall oder der Licitation überläßt. Im letztern Falle wird es gehen wie bei dem schnellen Güterwechsel, aus einer Hand in die andere. Bei dem raschen Verkauf der Güter werden ohne Rücksicht auf die dadurch eintretende schlechtere Beschaffenheit derselben die Bäume gefällt, um nur so schnell als möglich einen bedeutenden Preis herauszuschlagen, und so wird auch der Theaterpächter, dem an der Zukunft des Instituts Nichts gelegen sein kann, alle möglichen Experimente machen, um

nur eilig auf seine Kosten zu kommen, wenn er auch dadurch die Bühne ruiniert; ja, man wird von seinem Standpunkte aus nicht viel dagegen einwenden können, denn die ganze Sache kommt ihm wie eine Speculation entgegen, und wenn sich dann die Behörde nachträglich darein mischt, so wird er mit Recht fragen können, wie man darauf kommt, ihm Leistungen zuzumuthen, da man ihm Nichts dafür zu Theil werden läßt. Das war z. B. der Fall mit den Actienvorstellungen, welche Herr Wirsing in den letzten Sommern eingerichtet hatte. Allerdings kam dadurch ein Publicum ins Theater, welches jede ernste Kunst untergraben mußte, allein als Speculation war die Sache ganz vortrefflich, und der Rath sah sich genöthigt, das Verbot der weitem Actienvorstellungen durch eine Concession zu mildern, die aus der Scylla in die Charybdis führte: das Theater wurde auf zwei Monate geschlossen, und wenigstens ein Theil des Personals auf Reisen geschickt, um zu sehen, wo es sich seinen Unterhalt erwerben könnte. Einen dauernden wohlthätigen Einfluß kann sich der Rath auf das Theater nur dann erwerben, wenn er nicht blos mit äußerlichen Verboten, sondern mit directer Theilnahme und Leitung eingreift.

Allein das Uebel ist einmal geschehen, und es muß die Frage gestellt werden, ob nicht auch unter den gegenwärtigen Umständen etwas Besseres geleistet werden kann; und das glauben wir doch. Herr Wirsing ist, wie man von vielen Seiten hört, ein geschiedter Mann. Wenn er es reiflich überlegt, wird er einen sichern und soliden Gewinn, der Dauer verspricht, einem augenblicklichen und schnellern vorziehen. Wenn es ihm gelingt, ein Schauspiel zu Stande zu bringen, welches den gebildeten Theil des Publicums in das Theater zieht, — was jetzt nicht der Fall ist, denn einem gebildeten Geschäftsmann kann man es nicht zumuthen, seine Zeit an Schülerversuche zu verschwenden — so wird er sich eine festere, haltbarere und ehrenvollere Stellung erwerben, als in diesem Augenblick der Fall ist.

Dazu gehört aber zweierlei. Einmal muß er an die Spitze des Instituts einen Mann stellen, der selber ein erfahrener Schauspieler und der durch seine geistige Bildung den übrigen so überlegen ist, daß sie ihm gern gehorchen. Ein solcher Mann würde nicht auf die Idee kommen, neue Stücke eine Woche vorher ansagen und in fliegender Eile nach der Laune und Liebhaberei eines jeden Schauspielers zur Darstellung bringen zu lassen; er würde es nicht dulden, daß der Souffleur die Hauptrolle in den Stücken spielt, und daß nur der gute Wille und der Kunsttrieb der Einzelnen sie veranlaßt, ausnahmsweise ihre Rollen zu lernen; er würde es nicht dulden, daß in einem Stück, welches wenigstens den Anspruch auf seine Haltung macht, der eine Schauspieler das Publicum durch eine verdrehte Aussprache amüßet, die durch Nichts motivirt ist; er würde es nicht dulden, daß in Schiller'schen Stücken wie in einer Musterkarte sämmtliche Deutsche Dialekte neben einander auftreten, Bayrisch, Schwäbisch, Hamburgisch, Berlinisch und Leipzigerisch, in rührender Naturwüchsigkeit; er würde den Schauspielern den alten Goethe'schen Spruch deutlich machen, daß man erst richtig Deutsch sprechen muß, ehe man es wagt, vor das Publicum zu treten. Das ist Alles nur erst das ABC der Schauspielerkunst. Er würde ferner dem „Tiberius Gracchus“, wenn er in der Napoleonsattitude dem Senat gegenübertritt und seine Reden durch heftiges Aufstampfen mit dem Fuße verstärkt, oder wenn er in der Leidenschaft seine Loga über den ganzen Raum des Theaters hinschleudert, bemerklich machen, daß das für einen Römer nicht schieklich ist; er würde endlich in einem Stück, wie das erwähnte, welches, um überhaupt goutirt zu werden,

eine sehr schnelle, rasch in einander eingreifende Sprache verlangt, nicht das breite, bedächtige, bequeme Reden dulden, und er würde den Schauspieler, der dessen nicht fähig ist, entweder entfernen oder veranlassen, durch ernste Studien seine Mittel zu ergänzen.

Zweitens müßte darauf gesehen werden, daß sich eine Gesellschaft constituirt, die an ein Zusammenspiel gewöhnt ist, und die mit Liebe an dem Institut hängt, wie es in den Zeiten Marr's der Fall war. Das ist aber nicht möglich, so lange alle halbe Jahre das halbe Personal wechselt; in diesem Falle wird auch der tüchtigste Regisseur seine Aufgabe nicht erfüllen können. Einen solchen Zweck kann man aber nur dann erreichen, wenn man die Schauspieler nicht drückt, wenn man sie nicht veranlaßt, sich mit allen Kräften nach einer Aenderung ihrer Lage zu sehnen. Wir sind keineswegs für die unerhörten Gagen der sogenannten Virtuosen; einerseits könnte Leipzig das nicht leisten, andererseits ist das Virtuosenthum auch kein großer Gewinn für die Kunst, — aber die nöthige Anzahl von soliden Künstlern kann Leipzig anständig erhalten, und es würde in diesem Fall von einem Wunsch nach Veränderung nicht die Rede sein, da die Stadt in anderer Beziehung Vortheile bietet, die man sonst schwerlich anderwärts finden möchte.

Wir glauben mit dieser Ansicht nicht eine Privatmeinung, sondern die Ueberzeugung des bei weitem größten Theils des gebildeten Publicums ausgesprochen zu haben. Wer, wie wir, davon überzeugt ist, daß die Bühne eine der wichtigsten Bildungsanstalten für das Volk werden soll und kann, wird die Sache nicht ernst genug auffassen können, und wir halten ferner die Bemerkungen um so weniger für überflüssig, da sich eine gar nicht geringe Zahl respectabler Kräfte und strebsamer Talente erhalten hat, die nur einer festen, consequenten und einsichtsvollen Leitung bedürfen, so wie einer passenden Ergänzung, um etwas Gutes zu leisten. Wenn es aber in der alten Weise fortgeht, so werden auch diese verkümmern, und, was noch schlimmer ist, es werden durch die dadurch eintretende Verwilderung des Publicums auch dem künftigen Aufschwung des Theaters die unübersteiglichsten Hindernisse in den Weg gelegt.

Aus Jena. — Die Stockung der politischen Organisation unsers Vaterlandes hat unter allen Nachtheilen einer unnatürlich ausgespinnenen Krise auch die Stockung aller besondern Bildungstriebe auf den einzelnen Lebensgebieten zur Folge. Wir Deutsche — darin zu unserm Heil ganz verschieden von den Franzosen — sehen im Staat nur das allgemeine Fundament, auf dem sich die individuellen Bildungen frei entwickeln sollen. Der Staat ist das allgemeine Recht, die allgemeine Ordnung, die allgemeine Action, nach innen den besondern Kräften ihr Maß setzend, nach außen sie vereinigend; der Staat ist nicht das Alles unmittelbar hervorbringende Gouvernement. Das Bedürfniß relativer Selbstorganisation innerhalb des allgemeinen Zwecks war 48 selbst in den socialistisch umnebelten Kreisen. Außerdem regte sich der besondere Bildungstrieb auf allen Lebensgebieten: voreilig, weil er eine allgemeine Grundlage voraussetzte, die noch nicht sicher errungen war, aber doch zur rechten Zeit die besten Früchte verheißend. So hielten auch die Universitäten ihren Congress. Jetzt hat Niemand mehr den Muth, Fragen, wie die Zukunft der Universitäten, auch nur theoretisch zu erörtern, weil der Zustand unsrer Politik fast keine Voraussetzung mehr zuläßt.

Die Frage nach dem Fortbestehen der kleinen Universitäten kommt möglicher Weise

noch während des jetzigen Provisoriums zur Verhandlung. Die kleinen Universitäten haben schon seit lange ihre Gegner, und auswärtige Gerüchte haben bereits wiederholt unserm Jena an den Leib gewollt. Abgesehen von der Frage, ob gerade die gegenwärtigen Universitäten ohne Ausnahme bestehen bleiben sollen, glaube ich, daß es im Interesse der nationalen Geistesentwicklung auch Universitäten an kleinen Orten geben muß. Was man für die exklusive Verlegung der Universitäten in die großen Städte anführt, sind die kostbaren naturwissenschaftlichen und klinischen Apparate, die großen Bibliotheken, die Kunstanstalten und die, in ihrer günstigen Wirkung auf den Studenten wenigstens sehr zweifelhaften, Eindrücke des großstädtischen Lebens. Allein solche große Apparate sind nur für einen Theil der Studirenden und auch für diesen nicht während der ganzen Studienzeit unentbehrlich. Wünschenswerth ist höchstens, daß möglichst vielen Studirenden die Gelegenheit geboten werde, einen Theil ihrer Bildungszeit die Anschauung und Benützung der großstädtischen wissenschaftlichen Hilfsmittel sich zu verschaffen. Dagegen gewähren die kleinstädtischen Universitäten den unbestreitbaren Vorzug, Docenten und Studenten in eine rein akademische Atmosphäre zu versetzen, und die ungetheilte Hingabe an ein wissenschaftliches Leben zu fördern.

Unter allen kleinen Universitäten verdient gewiß Jena den Wunsch seiner Erhaltung. Dem poetischen und wissenschaftlichen Idealismus des 18. Jahrhunderts verdankt die Deutsche Nation ihre geistige Wiedergeburt. Wie Weimar mit den poetischen, ist Jena mit dem wissenschaftlichen Aufschwung geschichtlich verbunden. Jena ist eine Zeit lang die Deutsche Centraluniversität gewesen durch sein wissenschaftliches Leben, begünstigt durch seine centrale Lage. Jena ist gesunken, als Berlin, getragen von den materiellen Kräften des größten Deutschen Staates, der Concentrationspunkt der wissenschaftlichen Notabilitäten wurde. Wir dürfen diese Wendung im Deutschen Interesse nicht beklagen. Jena aber mußte, nachdem es seine allgemeine Bedeutung eingebüßt, vom ersten Range auf den dritten herabsteigen; denn als Landesuniversität gehörte es nur einer Macht dritten Ranges, den vereinigten Sächsischen Herzogthümern, an. Das Schicksal Jena's erfüllte sich mit dem Aufschwung der Landesuniversitäten Tübingen, Göttingen, Leipzig und der Preussischen Provinzialuniversitäten Halle und Bonn, welche sämmtlich von beträchtlichem materiellen Mitteln und namentlich durch ein größeres Contingent von Landeskindern gehoben wurden, als sie für Jena zu Gebote standen.

Dennoch verdankt Jena seine gegenwärtige Bedeutung keineswegs nur seiner Stellung als Landesuniversität. Der größte Theil der Studirenden sind noch immer Ausländer. In einer der lieblichsten Landschaften Mitteldeutschlands gelegen, fern von allen großstädtischen Einflüssen, sogar vom Eisenbahnverkehr um einige Stunden getrennt, in der lebendigen Tradition seiner akademischen Sitte, wie in seinem Thüringischen Localgenius, viele Elemente einer glücklichen Gestaltung des akademischen Lebens bewahrend, kann es einen eigenthümlichen Anziehungspunkt für Studirende aus allen Theilen des Vaterlandes bilden, wenn es ihm gelingt, den Charakter der kleinen Universitäten in seinem positiven Werth unter allen Concurrentinnen am Glücklichsten auszubilden. Die Landesuniversitäten sind die Universitäten der Fachbildung, des Brodstudiums, des Examins, Berlin wenigstens für den größern Theil der auswärtigen Besucher, die Universität der angestregten und auf eine kurze Zeit beschränkten Ausbeutung der berühmten Anstalten und Lehrer. Jena muß die Universität des wissenschaftlichen Idea-

Ismus werden, welchem im Leben der von keinem fremden Elemente gestörte Verkehr der jugendlichen Charaktere entspricht. Wie Berlin der Sammelpunkt der fertigen Notabilitäten, muß Jena mit einem bewährten Kern der Sammelplatz der aufstrebenden Kräfte werden. (? D. Red.)

Nur wenn die Zukunft der Universität von den Regierungen, welchen Jena anvertraut ist, in diesem Sinne gefördert wird, kann ihre Erhaltung unter den ungünstigen Constellationen gelingen. Es ist ein erschwerender Umstand, daß die Akademie von 4 Regierungen abhängt, und deshalb ein Glück, daß wir neuerdings wieder einen besondern Curator bekommen haben, der im gleichmäßigen Auftrage der 4 Höfe die akademischen Interessen wahrnimmt. Ueber der Wahl der Persönlichkeit hat ein so günstiger Stern geschwebt, daß sie keine bessere hätte sein können. Von entscheidender Wichtigkeit für die nächste Zukunft ist, daß ein eben so glücklicher Stern über der Befetzung der gegenwärtig erledigten philologischen und historischen Professur schwebt. Für die philologische ist Haupt vorgeschlagen. Er würde neben Götting's unermüdetlich anregender Kraft Jena zu einem Heerd der classischen Studien machen. Die Entscheidung ruht bei den Höfen. Für die erst kürzlich erledigte historische Professur ist von der Universität noch kein Vorschlag erfolgt. Begreiflicher Weise wünscht man einen berühmten Namen. Allein von der kleinen Zahl der Celebritäten des geschichtlichen Studiums sind so ziemlich alle in Stellungen, aus denen nur noch ein Ruf nach Berlin herauslockt. Droysen ist der Einzige, den die politischen Verhältnisse von Kiel wegdrängen könnten. Aber auch seine Disponibilität ist mindestens sehr unsicher. Man muß also nothgedrungen die Augen auf die jungen Historiker richten. Die jüngere Welt in Jena ist für Heinrich Rückert, eine Candidatur, die aber in den Kreisen der zur Initiative berechtigten Senatoren bis jetzt keinen Eingang findet, weshalb Sie mir noch einige Worte darüber gestatten.

Heinrich Rückert, seit 43 in Jena, liest Deutsche Geschichte vom culturhistorischen Standpunkt, Geschichte der Deutschen Poesie, Deutsche Quellenkunde, Mythologie und Grammatik, dazu Interpretatorien über Hartmann von der Aue, Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide. Er zeigt bei diesem reichen Gebiet von Stoffen überall eine gründliche Gelehrsamkeit und sinniges Eindringen in die Lebendigkeit des Gegenstandes. Seine Annalen der Deutschen Geschichte sind von allen Seiten mit großer Auszeichnung aufgenommen worden. Diese Eigenschaften bestreitet Rückert Niemand. Im Gegentheil ist die Sicherheit, mit der er über ein ungewöhnliches Material von positiven Kenntnissen bei einer geistvollen Durchdringung desselben verfügt, in Jena auch von Denen anerkannt, die von seiner Lehrthätigkeit Nichts wissen. Was kann es Dem gegenüber für Einwände gegen seinen Anspruch auf Berücksichtigung geben? Daß er ein Einheimischer und ein junger Mann ist? — Der einzige annehmbare Einwand dürfte sein, daß er in seinen Vorlesungen keinen massenhaften Zulauf hat. Man möchte einen Dozenten, der den Besuch geschichtlicher Vorlesungen unter den Studenten zur Modesache machte, und hält dies dem Gedeihen der Universität am Förderlichsten. Man bedenkt nicht, daß, seit die Geschichte ein Studium im modernen Sinn geworden, sie nicht mehr eine Sache anregender Unterhaltung sein kann. Gegen Rückert begeht man dabei die Ungerechtigkeit, seine Wirksamkeit nach der Quantität, anstatt nach der Qualität zu messen. Viele der Herren Senatoren wissen nicht, daß er regelmäßig in jedem Semester 3 — 4 Vorlesungen hält, zum Theil vor

wenigen, aber ausdauernd fleißigen Zuhörern, die ihm eine zusammenhängende Bildung verdanken. Seine Vorlesungen sind namentlich ein Bedürfniß für die immer zahlreicher werdenden Studirenden, die sich dem Lehrfach widmen, und aus dem Thüringischen kommen jetzt solche, die bereits als Lehrer thätig waren, hauptsächlich Rückert's wegen nach Jena, um sich zum Deutschen und geschichtlichen Unterricht wissenschaftlich zu befähigen.

Wenn ich oben Jena den wissenschaftlichen Idealismus vindicirte, meinte ich ein intensives Versenken in das Studium, nicht den unbestimmten und unfruchtbaren Enthusiasmus früherer Epochen unsers Universitätslebens. Rückert trägt noch eine reiche Zukunft in sich, und wenn der Besuch seiner Vorlesungen bis jetzt kein massenhafter gewesen ist, so ist noch zu bedenken, daß auch das Dociren gelernt sein will, und daß es besser ist, mit dem gediegenen Inhalt, als mit der bloßen geläufigen Form anzufangen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die unter den Studenten sich bildende Tradition, die zunehmende Herrschaft über seine Stoffe und das Bekanntwerden seines literarischen Verdienstes den Besuch von Rückert's Vorlesungen immer mehr steigern werden, zumal wenn die officielle Anerkennung in der Befestigung seiner äußern Stellung hinzutritt. —

L i t e r a t u r b l a t t .

Neuere Schriften von Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen übertragen von Altn. Erstes Heft. Leipzig, Schulze. — Das Heft enthält außer dem Fragment eines nordischen Heldengedichts, Gerda, welches recht hübsch ist, und das uns bedauern läßt, daß der Dichter seine weitere Ausführung unterlassen hat, die Lebensbeschreibung desselben, in der eine Reihe ansprechender Züge vorkommen. Tegnér ist geboren 1782, hat schon auf der Schule sehr ernsthafte philologische Studien gemacht, und 1799 die Universität bezogen. Er hat in den ersten Jahren außer Latein und Griechisch besonders Philosophie getrieben. „Mit meinem concreten Sinn habe ich jedoch wenig Geschmack und Neigung für diese abstracte Speculation, denn obgleich ich einigen Scharfsinn haben mag, mangelt mir doch Tiefsinn, und ich verirre mich leicht bei einer längern systematischen Deduction, die mir keine Haltpunkte für meine Phantasie giebt. Was mich besonders an den Kantischen Criticismus fesselte, war dessen ursprünglich skeptische Natur und dessen Resultat, welches bei einem Unerkannten und Unergründlichen stehen bleibt.“ Die letztere Bemerkung ist interessant, und wir werden bei einer Kritik der Tegnér'schen Dichtungen darauf zurück kommen. — 1802 machte er sein Candidatenexamen, und wurde schon im folgenden Jahre als Docent angestellt. 1806 heirathete er eine alte Jugendfreundin. In dieser Zeit begannen seine lyrischen Gedichte, von denen namentlich der „Gesang für die Schonen'sche Landwehr“, 1808, ihn zum National-Dichter stempelte. Einen ähnlichen Anklang fand das Gedicht „Svea“, 1811. 1812 wurde er zum Professor des Griechischen und zugleich zum Pfarrer ernannt. In dieser Zeit entstand das Gedicht: „Die Priesterweihe“. Die höchste Stufe erreichte seine lyrische Poesie durch das Gedicht „Rone“ und den „Gesang an die Sonne“, 1820. In demselben Jahre erschien: „Die Abendmahlskinder“ (Confirmanden) und „Agel“, und kurze Zeit darauf „Die Frithiofsage“, welche ihm eine Europäische Berühmtheit verschaffte. 1824 wurde er zum Bischof von Werjö ernannt, und verließ den Schauplatz seiner bisherigen Thätig-